

MIT DÄMONEN TANZEN

Mimesis und die vergessenen Grundlagen von Kultur und Bewusstsein

Erstes Kapitel

„Die Sprache öffnete nicht nur die Pforten zum Bewusstsein, sondern verschloss auch zum Teil die Kellertür zum Unbewussten und hemmte das Eindringen der Geister und Dämonen dieser Unterwelt in die zunehmend gut gelüfteten und beleuchteten Gemächer der oberen Stockwerke.“
(L. Mumford, Der Mythos der Maschine)

„Der Weg der Paradoxe ist der Weg zur Wahrheit. Um die Wirklichkeit zu prüfen, muss man sie auf dem Seil tanzen lassen.“
(Oscar Wilde)

„Wie steuert man ein System, das sich nicht steuern lässt?“¹

Diese paradoxe Frage bringt unsere Ohnmacht und Ratlosigkeit angesichts der gegenwärtigen globalen und lokalen Krisen und Katastrophen präzise auf den Punkt.

Paradoxien verweisen auf Unstimmigkeiten im eigenen Denken – die Welt an sich kann nicht paradox sein, sie ist wie sie ist. Immer wenn wir uns mit Paradoxien konfrontiert sehen, dann können wir das als ein Zeichen dafür nehmen, dass wir uns irgendwie verrannt haben – eine gute Gelegenheit innezuhalten und überhaupt erst einmal die eigene Ratlosigkeit anzuerkennen. Möglicherweise können wir dann zu den Wurzeln dieser Krisen vordringen und das verbindende Muster erkennen. Wir müssten ihnen dann nicht mehr aus der Schuld-/ Opferperspektive, sondern könnten ihr auf Augenhöhe begegnen. Dazu beizutragen ist die Absicht dieses Buches.

Im Grunde sind Paradoxien nichts Neues; Menschen sind seit Urzeiten mit ihnen konfrontiert, genau gesagt seit Erfindung der Sprache – also grob geschätzt vor ca. 100.000 Jahren. Die rationale Form der Sprache täuscht nämlich: sie verbirgt ihre nicht-rationalen, aus unserer heutigen Sicht: paradoxen Wurzeln – und damit auch die nicht-rationalen Grundlagen von Kultur und Bewusstsein. Frühe Gesellschaften hatten damit nicht unbedingt ein Problem; sie hatten noch nicht unser heutiges Bedürfnis nach lückenloser Kontrolle und ließen in ihrem Denken – etwa in der Form von Geistern und Dämonen – immer noch Platz für explizit Paradoxes, für Mehrdeutiges, Nicht-Kontrollierbares. So fanden sich immer wieder pragmatische Lösungen für individuelle bzw. soziale Krisen.

¹ So lautete die Leitfrage einer Veranstaltung des Carl Auer Verlages mit Humberto Maturana im November 2011

Mit der zunehmenden Dominanz wissenschaftlich-analytischen Denkens ging aber das Wissen um unsere eigenen, nicht-rationalen Wurzeln immer mehr verloren. Wir haben keinen Sinn und nicht zuletzt auch keine Geduld mehr für Mehrdeutiges; alles muss lücken- und widerspruchslös und vor allem: schnell aufgehen. Heute besteht daher die Gefahr, dass wir durch unsere Sucht nach Kontrolle tatsächlich immer mehr die Kontrolle verlieren und so, ohne es zu wissen, zu wollen oder gar verhindern zu können, auf selbstzerstörerische Weise unsere eigenen Existenzbedingungen untergraben – psychisch, sozial, materiell. Die eingangs zitierte paradoxe Frage stellt sich heute daher *explizit*: Bei Strafe des Untergangs müssen wir lernen, wieder mit Paradoxien und Nicht-Rationalem umzugehen, es in unserem Denken und Handeln bewusst in Rechnung zu stellen.

Das erinnert an die Geschichte der Sphinx: Reisende, die die Stadt Theben betreten wollten, konfrontierte sie mit einem Rätsel; wer es nicht lösen konnte, wurde von ihr erwürgt und verschlungen. Das Rätsel der Sphinx betraf bekanntlich die Frage nach der menschlichen Identität. Der Schlüssel zu angemessenem Umgang mit unseren heutigen globalen Krisen liegt, so die These dieses Buchs, ebenfalls in der Besinnung auf das, was das Menschsein ausmacht.

Es ist eine grundlegende These dieses Buchs, dass wir die Quelle des spezifisch Menschlichen, seine entscheidende Ressource, im Vorsprachlichen suchen müssen. Ein Blick zurück auf die Evolution des Menschen, auf seine vorsprachliche, mimetische Entwicklungsstufe, kann daher hilfreich sein. Er kann einstimmen auf die Frage, um die es in diesem Buch geht: um einen Blick auf die „vergessenen Grundlagen des Menschseins“², auf die nicht-rationalen, scheinbar paradoxen Wurzeln von Kultur und Bewusstsein. Die Erinnerung (oder englisch: re-membering, das Wieder-Eingliedern) kann helfen, den historischen Weg des Vergessens und Verdrängens zu rekonstruieren und das Abgespaltene wieder in unser Denken und Handeln zu integrieren. Je besser dies gelingt, desto leichter werden wir die gegenwärtigen Krisen meistern können.

Gibt es vor-sprachliches menschliches Bewusstsein?

Erste Formen von menschlichem Bewusstsein und Kultur bildeten sich bereits vor ca. zwei bis drei Millionen Jahren, also lange vor der Erfindung von Sprache, allein auf Basis *mimetischer*³, d. h. körperbezogener, vor-sprachlicher Kommunikation. Mimesis ist die erste, grundlegende menschliche Erfindung überhaupt; sie markiert den Ursprung, die Quelle menschlichen Geistes, den entscheidenden Schritt hin zu dem, was Mensch sein bedeutet.

Mimesis heißt, Dinge oder Ereignisse für kommunikative Zwecke bewusst nach- und vorzuahmen: In Form von Mimik, Gestik, Haltung, Stimme führt man körperliche Handlungen aus, die nicht mehr nur für sich *selbst*, sondern gleichzeitig auch für *Anderes* stehen (es also repräsentieren) und geht dabei davon aus, dass die Adressaten diese Unterscheidung ebenfalls machen (können). Ein kleiner, aber entscheidender Unterschied in der Evolution des Menschen: Mimesis ermöglicht, wenn sie zu einer Gewohnheit, zu einer Lebensweise wird, *Kultur* – eine sich (scheinbar) selbst tragende soziale Ordnung; ein für die Beteiligten selbst unsichtbar bleibendes Medium, in dem sie sich, quasi wie Fische im Wasser, als autonome Individuen bewegen können, obwohl sie dieses Medium *selber*, allein durch ihre eigenen (mimetischen) Inter-

² Dies ist der Untertitel des Buchs „Liebe und Spiel“ von Humberto Maturana und G. Verden-Zöllner.

³ Mimesis: Von altgriechisch *μίμησις* = „Nachahmung“. -- Zur mimetischen Epoche in der menschlichen Evolution siehe im Einzelnen M. Donald (2008).

aktionen erzeugen und aufrechterhalten. Das heißt: es wird nun möglich, bewusst *individuell* zu handeln, ohne dabei aus dem *kollektiven* Handlungszusammenhang herauszufallen.

Diese Fähigkeit war sicher das Ergebnis einer sehr langen Entwicklung. Ausgangspunkt war schlicht und einfach die auch schon bei Primaten vorhandene *Lust am Spiel*: Indem die frühen Menschen Naturvorgänge – z. B. das „Spiel“ des Winds mit dem Feuer, mit Wasser, mit Blättern – nachahmten, lernten sie, in ihrem eigenen Erleben die Arbeitsweise von *Natur* und die ihres *eigenen Geistes* auseinander zu halten, also „Innen“ und „Außen“ bewusst zu unterscheiden – und beides spielerisch aufeinander abzustimmen. Sie entwickelten dabei Aufmerksamkeit für stimmige Proportionen und das heißt: *Sinn für Ästhetik*.

Besonders effektiv gelingt das in der Gruppe. Den entscheidenden Schritt vollzogen die Hominiden in dem Moment, als sie lernten, angesichts übermächtiger Naturgewalten wie etwa Feuer oder wilden Tieren, Mimesis gezielt, d. h. *als Technik* einzusetzen, als Mittel für die gemeinsame Bewältigung des Ur-Schreckens durch Singen, Tanzen und Trommeln. Wenn sie im Medium der „Musik“ in immer wiederkehrenden („rekursiven“) Schleifen ihre Bewegungen wechselseitig nach- und vorahmen, so fanden sie heraus, dann können sie ihr Verhalten auf *spielerische Weise präzise koordinieren*. Denn spontan, fast wie von Geisterhand gelenkt, entsteht dann etwas, was wir heute einen „Groove“ nennen würden, eine Art Schwebезustand: ein kohärenter, stabiler, *sich (scheinbar) selbst tragender Handlungsstrom oder –kontext*. Rhythmus oder Groove spart Kraft und zieht gerade deshalb individuelle, heterogene Bewegungen in einen gemeinsamen, kohärenten Fluss. Es entsteht eine scheinbar eigenständige, nicht-physische, aus bloßen Relationen gewobene „Realität“, die dennoch Wirkungen in der physischen Welt hervorruft.⁴ Man macht die paradoxe Erfahrung, *autonomer Teilnehmer an etwas zu sein, was unabhängig von einem selbst zu existieren scheint*.⁵

Was genau ist eigentlich ein „Groove“? Oft hört man, was ein Groove sei, ließe sich nicht sagen, das könne man nur „spüren“. Aber es lohnt sich, da etwas genauer hinzusehen. Ein Groove lässt sich verstehen als ein kreativer Spannungszustand zwischen sog. Kreuz-Rhythmen, d. h. zwischen Rhythmen, die sich nicht aufeinander reduzieren lassen (z. B. ein 2/4-- und ein 3/4--Rhythmus). Ein Groove hält sich paradoxerweise dadurch am Leben, dass er diese Spannung immer wieder aufhebt, aber nur, um sie sofort wieder aufzubauen – vergleichbar dem Gang eines Menschen, der stolpert, sich wieder fängt, wieder stolpert usw. – der dies aber so geschickt tut, dass die Bewegung sich spontan (= von selbst) zu einem kohärenten Fließen, quasi einem Tanz ordnet. Ein Groove gewinnt fortlaufend Ordnung aus Chaos („order from noise“), ohne sie aber jemals festzuhalten. Die Chaostheorie beschreibt dies als „seltsamen Attraktor“: alles, was außerhalb ist, wird hineingezogen („attrahiert“); alles, was drin ist, wird in unvorhersehbarer Weise (chaotisch) durcheinandergewirbelt.

Oder ein anderes Beispiel: Man stelle sich zwei Partner an einer zweigriffigen Baumsäge vor. Nach einer anfänglichen Phase mühsamen Bewegens der Säge

⁴ Das ist die Definition Batesons für „Geist“, vgl.

⁵ Eine vergleichbare Erfahrung kann man beim Betrachten der bekannten 3-D-Bilder machen: man sieht zunächst nur unzählige bunte Punkte und Flecken, die keinen Sinn ergeben. Wenn man den Blick jedoch entspannt und versucht, quasi durch die Punkte hindurchzusehen, dann formieren sie sich überraschend und wie von selbst zu einem scheinbar dreidimensionalen, real wirkenden Objekt, das vorher nicht da war. Die beiden Augen des Betrachters wirken hier als gekoppelte Oszillatoren, die spontan einen gemeinsamen, höheren Ordnungszustand erzeugen und so eine scheinbar objektive Realität aufscheinen lassen.

„gegen den Widerstand des Holzstücks und die unkoordinierte Arbeit des Partners entsteht plötzlich ein Tun, das nicht mehr als Durchsetzen des eigenen Rhythmus gegen den anderen, sondern als freies Verfügen-Können über die eigenen Kräfte erlebt wird. In diesem Augenblick ist auch das Holzstück aus einem persönlich erlebten Widerstand gegen die eigene Anstrengung zu einer gemeinsamen Sache, einer ‚res communis‘ geworden, die man mit dem Partner teilt.“ⁱ⁾

Das Wissen um dieses Phänomen scheint auch schon bei nicht-menschlichen Primaten zu existieren. J. Goodall beobachtete wild lebende Schimpansen öfter dabei, wie sie vor einem Wasserfall in eine Art Ekstase gerieten (Interview in DIE ZEIT 20.8.2011): „Als die Tiere das Donnern des Wassers hörten, stellten sich ihre Haare auf. Und ihre Erregung stieg umso mehr, je näher sie kamen. Dann stiegen sie rhythmisch von einem Fuß auf den anderen, vielleicht 20 Minuten lang. Schließlich setzten sie sich auf einen Felsen und beobachteten nur still das Wasser... Ich fragte mich, woher diese wunderbaren rhythmischen Bewegungen kamen ... Ich selbst empfand große Ehrfurcht vor dem, was ich da sah.“

Ob wir das nun „Groove“ nennen oder „selbst-tragenden Handlungsstrom“ – es funktioniert wie ein Spiegel, der es einem erlaubt, sein eigenes Verhalten wie von außen zu betrachten, es zu reflektieren. Damit eröffnete sich die Möglichkeit, ein kontinuierliches *Bewusstsein seiner selbst* aufrechtzuerhalten und zu *denken*.

Damit öffnete sich den frühen Menschen zugleich aber auch die Möglichkeit, den übermächtigen Naturgewalten (selbst-)bewusst gegenüberzutreten und mittels eines mimetischen Sich-Annäherns – quasi durch „Tanz mit den Dämonen“⁶ etwa des Feuers – gezielt (etwa zähmend, besänftigend) auf diese einzuwirken. Indem die Menschen es sich zur rituellen Gewohnheit machten, genau dieses Geschehen immer wieder neu in Szene zu setzen, entwickelten sie – spielerisch, quasi nebenbei – *Kultur*, eine gemeinsam geteilte Welt.⁷ Allein durch mimetische Handlungskoordination, also ohne Sprache und symbolischen Zeichengebrauch, erschlossen sie sich so allmählich eine völlig neuartige, nämlich geistige Welt und verwirklichten so erstmals die spezifisch menschliche Natur.⁸

Bewusstsein und Kultur sind im mimetischen Stadium allerdings noch flüchtig und sehr fragil, in jedem Moment vom Zerfall bedroht und daher immer gebunden an die physische Nähe Anderer. Der soziale Zusammenhang muss, damit er nicht zerfällt, immer wieder neu inszeniert und aufgeführt werden. Das klingt aus unserer heutigen, zweckrationalen Sicht sehr aufwändig, die frühen Menschen taten dies aber zweckfrei, aus bloßer Freude am gemeinsamen Tun, d. h. *spielerisch* und in *gegenseitiger Annahme*; vergleichbar einem Kind, das spielend versucht, auf zwei Beinen zu stehen und zu gehen, das sich nichts daraus macht, wenn es dabei immer wieder hinfällt und das ganz nebenbei – „spielerisch“ – laufen lernt.

⁶ ...die es in dieser vorsprachlichen Epoche als begriffliche Vorstellung natürlich noch nicht gab.

⁷ Der Primatenforscher und Anthropologe Tomasello spricht von „geteilter Intentionalität“ als dem entscheidenden Unterschied zwischen Menschen und nicht-menschlichen Primaten. Der Mimesis-Forscher und Anthropologe M. Donald spricht von „gemeinsamer mentaler Ausrichtung“. Zu Kultur gehören zwingend aber auch noch die entsprechenden Gegenstände, Artefakte; ich komme darauf zurück.

⁸ Bereits Kant, in neuerer Zeit auch Adorno und dann Lyotard haben die Bedeutung hervorgehoben, die der Auseinandersetzung des Menschen mit übermächtigen Naturgewalten und die damit verbundene Erfahrung des „Erhabenen“ für das Menschsein zukommt: Angesichts der Übermacht der Naturgewalten wird sich der Mensch seiner eigenen Ohnmacht bewusst, entdeckt aber im gleichen Moment seine geistige „Natur“: ein über-sinnliches (d. h. nicht an die Sinne gebundenes) Vermögen, das von der Gewalt der Natur nicht tangiert wird.

Erst auf dieser Basis, nicht vorher, konnte sich dann allmählich Sprache entwickeln und mit ihr das uns heute so selbstverständliche Selbst-Bewusstsein, das uns auch dann noch zur Verfügung steht, wenn niemand mehr da ist, der oder die uns als einen „Jemand“ spiegelt und anerkennt. Wir haben die Spiegelung durch Andere verinnerlicht – und vergessen daher oft leicht, dass wir das, was wir sind, nur durch Andere sind.

Was heißt Denken? Die Macht der inneren Bilder⁹

Inwieweit kann uns eine solche Rückbesinnung heute helfen, das Rätsel der Sphinx zu lösen – also besser zu verstehen, was Mensch-Sein ausmacht, um dann auf Basis dieses Verständnisses den gegenwärtigen Krisen angemessener, „auf Augenhöhe“ begegnen zu können?

Generell gesprochen kann man zunächst einmal sagen: die Rückbesinnung auf Mimesis macht den verborgenen *performativen* oder *Handlungs-*Aspekt von Sprache und Denken, von Kultur und Bewusstsein sichtbar. Was „performativ“ heißt, wird deutlich, wenn wir z. B. sagen „ich grüße dich“ oder „Ich eröffne die Sitzung“: solche Sätze *tun* das, was sie sagen bzw. umgekehrt: sie sagen, was sie tun. Genau genommen ist Sprechen immer – also nicht nur in solch offensichtlichen Fällen wie diesen – gleichzeitig auch Sprach-*Handeln*, also performativ. Bewusst achten wir meist nur auf den Informations- und Mitteilungsaspekt von Aussagen. Den dabei wie einen Schatten mitgeführten performativen oder *Handlungsaspekt* – er zeigt sich in Gestik, Mimik, Körperhaltung etc. – vollziehen wir meistens nur unbewusst nach. Das Bild einer zeigenden Hand kann das noch einmal anders verdeutlichen: Wie von selbst folgt unser Blick der Richtung, in die der Zeigefinger deutet; die drei Finger, mit denen der Zeigende auf sich selbst zurückweist, übersehen wir.

Mit der Betonung des Handlungsaspekts öffnet uns Mimesis eine neue, unge wohnte Perspektive: einen Blick hinter den scheinbar undurchdringlichen Schleier, den unsere Existenz-in-Sprache fortlaufend über unser Denken und Handeln legt, ein neuer, frischer Blick auf den Ursprung oder Quellort des Mensch-Seins, d. h. auf unser mimetisches In-Kontakt-Sein hier und jetzt. Ich beziehe mich damit nicht etwa nur auf frühe, längst vergangene Zeiten, sondern ebenso auf etwas, was sich auch heute noch immer wieder neu vollzieht: auf das *Handeln*, mit dem auch wir moderne Menschen von Moment zu Moment genau die Welt hervorbringen, in der wir leben.

Ein Schlüssel für ein tieferes Verstehen der Quelle menschlichen Bewusstseins und menschlichen Denkens findet sich in der oben benutzten sprachlichen Wendung von der „Freude am gemeinsamen Tun“. Sie verweist nämlich auf drei grundlegende Aspekte: Denken entspringt einem *körperlichen Tun*. Es wurzelt in der *Interaktion mit einem Gegenüber*. Und es ist untrennbar mit *Emotionen* verknüpft, die sich in inneren Bildern manifestieren. Sehen wir genauer hin.

* *Wir denken mit Augen und Händen*¹⁰.

An allem, was wir tun, vom Gehen bis hin zum Denken, ist im Grunde der ganze Körper beteiligt,¹¹ auch wenn die dazugehörige Körperbewegung oft schon so automatisiert ist, dass nur noch ihr Schatten in Form einer Aktivierung des motorischen Zentrums im Gehirn übrigbleibt. Das heißt: anders als die kognitivistische Psychologie es wollte, lässt sich Denken nicht wie ein Computerprogramm auf ein abstraktes

⁹ „Die Macht der inneren Bilder“ ist der Titel eines Buchs von Gerald Hüther. „Innere Bilder“ sind nach Hüther maßgeblich dafür, wie und wofür wir unser Gehirn benutzen.

¹⁰ „Mit Augen und Händen denken“ lautet der Titel eines Essays von A. Widmann (2009).

¹¹ Zugespißt hat das Josef Beuys mit seinem Satz „Ich denke sowieso nur mit dem Knie.“

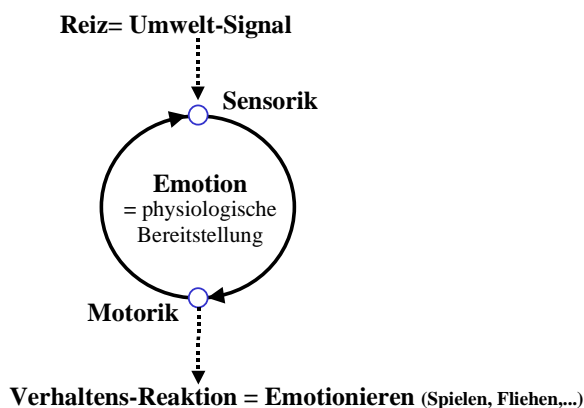
Verarbeiten von Informationen reduzieren; es braucht einen Körper.¹² Zugleich gilt aber auch: Anders als ein weiterer heute populärer Mythos es will, findet das Denken nicht im (isolierten) Gehirn statt. Das Gehirn ist nur ein „Beziehungsorgan“ (T. Fuchs), d. h. es ermöglicht dem Organismus, mit seiner Umwelt auf unterschiedliche Weisen in Beziehung zu treten. „Das Gehirn ist der Mediator, der uns den Zugang zur Welt ermöglicht, der Transformator, der Wahrnehmungen und Bewegungen miteinander verknüpft. (...) Insofern ist das Gehirn kein Käfig, sondern ein Organ der Möglichkeiten. Nicht der Geist muss tun, was die Neuronen vorschreiben, sondern die Neuronen ermöglichen alles, was sich im Geist entfaltet.“ⁱⁱ Der Mensch als „das Tier mit dem aufrechten Gang und den Milliarden grauen Zellen braucht offene Augen, bewegliche Finger und die Fähigkeit, all das miteinander zu verbinden, um sich zurechtzufinden in der Welt, in die es hineingeboren wurde und die verstehend zu verändern seine größte Lust ist.“ⁱⁱⁱⁱ

* *Wir denken im Austausch mit Anderen.*

Denken ist – anders als es das Descartsche „Ich denke, also bin ich“ nahe legt – nur oberflächlich gesehen etwas rein Individuelles, auf eine ganz fundamentale Weise ist es auf den Austausch angewiesen. Kleist hat das meisterhaft in seinem Essay „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ dargestellt. Anschaulich beschreibt er z. B. eine Szene in der französischen Ständeversammlung von 1789, kurz vor Ausbruch der Revolution: auf dem Höhepunkt eines hitzigen Dialogs mit dem Zeremonienmeister des Königs, der die Versammlung für aufgelöst erklärt, kreiert Mirabeau spontan die bis dahin undenkbar Denkfigur der Volkssouveränität: „Was berechtigt Sie, uns hier Befehle anzudeuten? Wir sind die Repräsentanten der Nation. Die Nation gibt Befehle und empfängt keine.“ Besonders schön, wie Kleist hier die feinen Nuancen der mimetischen Kommunikation zwischen Mirabeau und dem Zeremonienmeister beschreibt. „Vielleicht,“ so fügt Kleist an „dass es auf diese Art das Zucken einer Oberlippe war oder ein zweideutiges Spiel an der Manschette, was in Frankreich den Umsturz der Ordnung der Dinge bewirkte.“¹³

* *Wir denken nicht mit Worten, sondern in Bildern.*

Denken ist untrennbar mit Emotionen verknüpft. Wenn wir vermeiden wollen, dass wir beim Nachdenken über Geist und Bewusstsein in die immer wieder gleichen Denkfällen tappen, dann müssen wir von an Anfang an die Weichen entsprechend stellen und uns ganz besonders auch um ein angemessenes Verständnis des Verhältnisses von Emotion und Denken bemühen.

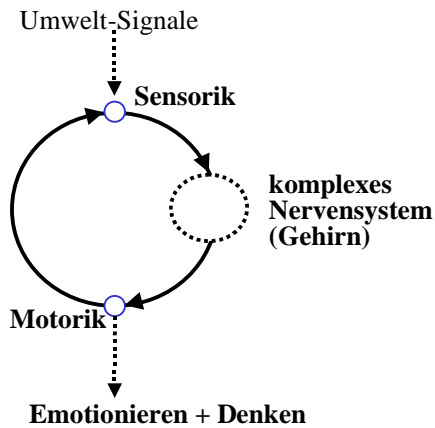


Emotionen sind, biologisch gesprochen, je spezifische *physiologische Bereitstellungen* für bestimmte, umgrenzte Verhaltensmuster wie etwa Spielen, Kooperieren, Angreifen, Fliehen, Ruhen, Schreckstarre; oder in den Worten H. Maturanas: „körperliche Konfigurationen (...), die festlegen, welche Art von Handlungen oder Verhalten ein Organismus in jedem Moment ausführen kann.“^{iv} Generiert und aufrechterhalten

¹² „Intelligenz braucht einen Körper“ lautet das Motto einer neueren, fächerübergreifenden Denk- und Forschungsrichtung, die sich selbst den Namen „Embodiment“ gegeben hat (vgl. z. B. Gallagher, S. 2005; Storch, M. et al. 2006)

¹³ ...was uns heute natürlich sofort an den sog. „Schmetterlingseffekt“ denken lässt.

werden sie durch je spezifische Muster rekursiver Verknüpfungen von Sensorik und Motorik (*siehe Grafik*). Wenn ein Organismus sich innerhalb der Grenzen eines solchen Bereichs bewegt, bzw. wenn er von einem solchen Handlungsbereich zum anderen „fließt“, dann spreche ich mit Maturana im folgenden von „*Emotionieren*“^v. Ein bestimmtes Emotionieren lässt sich also immer zu einem bestimmten Sensorik-Motorik-Muster in Beziehung setzen.



Von *Denken* kann man dann sprechen, wenn die feste Sensorik-Motorik-Verknüpfung durch ein dazwischen geschaltetes, komplexes Nervensystem (Gehirn) *unterbrochen* und in unterschiedlichen Situationen auf unterschiedliche Weise jeweils neu geknüpft werden kann, wenn also das Verknüpfungsmuster „kontingent“ wird, d. h. es kann so oder auch ganz anders ausfallen.^{vi} Eine solche sehr einfache Form des „Denkens“¹⁴ findet sich bereits bei Insekten. Das, was hier „denkt“, was also das Sensorik-Motorik-Muster variiert

und damit das Emotionieren steuert, ist aber nicht der individuelle Organismus selbst (einschließlich des Gehirns), sondern eine virtuelle, äußere Instanz: der *Schwarm* („Schwarmintelligenz“).

Eine weitere Stufe in der Entwicklung des Denkens ist erreicht, wenn (insbesondere bei Säugetieren und Vögeln) diese Steuerungsfunktion von einem *Fluss innerer Bilder*¹⁵ übernommen wird, der dann – zusätzlich zum Schwarm oder an seiner Stelle – das Verhalten des Organismus quasi von innen heraus organisiert.¹⁶

Der entscheidende Schritt hin zum menschlichen Geist schließlich findet dann statt, wenn der Organismus *Bewusstsein von sich selbst* entwickelt und – aus der Position eines distanzierenden *Beobachters*– in den Fluss der inneren Bilder willkürlich eingreifen kann. Wie kann man sich das vorstellen? Als die frühen Menschen Mimesis als Technik entwickelten, lernten sie, zwischen solchen Bildern oder Vorstellungen zu unterscheiden, die nur einem selbst und solchen, die auch Anderen zugänglich sind; d. h. sie konnten nun *Innen* und *Außen* bewusst auseinander halten und zwischen Beidem beliebig oszillieren. Damit waren sie erstmals in der Evolution vom Zwang emanzipiert, einfach nur blind auf Signale zu reagieren und in der Lage, *Wahrnehmung* und *Bewegung* bewusst zu unterscheiden, den Geist sozusagen „in der Schweben“ zu lassen und aus einer Art offenen, schöpferischen Mitte heraus zu handeln. Zwischen Wahrnehmung und Bewegung konnten sie nun eine Art virtuelles oder *Probe-Handeln* – Denken – schieben. Die bis dahin rein biologische, unmittelbar an Triebbefriedigung gebundene Phantasie¹⁷ wurde zur spezifisch menschlichen Phantasie, die die Wahl zwischen mehreren Möglichkeiten zulässt und neue Wirklichkeiten kreiert.^{vii}

¹⁴ Man könnte auch von einem „Denken 0“ sprechen.

¹⁵ „Bilder“ hier in einem allgemeinen Sinn verstanden, also z. B. auch als Klangbilder, Tastbilder etc.

¹⁶ Im folgenden spreche ich von „Denken 1“.

¹⁷ Von altgr. phainesthai (φαίνεσθαι), „sich zeigen“, „erscheinen“.

Vom Tun zum Sein ... und vom Sein zum Tun

Für uns Heutige, deren Bewusstsein „in Sprache residiert“, wie P. Fuchs sich ausdrückt, sind Kultur und Bewusstsein geradezu selbst-verständlich; sie existieren scheinbar aus sich selbst, stabil, immer schon da, unhintergebar. Klassischerweise erklärte man sich das mit einer unsterblichen Seele; neuere Erklärungsmythen erzählen uns (und immer mehr Menschen ziehen heute diese Erklärung der ersten vor), dass „das Gehirn“ das Bewusstsein produziert.

Zu verstehen, wie der Eindruck der Stabilität zustande kommt, heißt, den verborgenen Quellort menschlichen Bewusstseins bzw. menschlicher Kultur freizulegen. Wir hatten ja oben bereits gesehen, dass Sprache einen fast undurchdringlichen Schleier über den Ursprung von Bewusstsein und Kultur legt. Auf der mimetischen Ebene dagegen ist dieser Schleier noch transparent. Sehen wir also genauer hin, was sich hier zeigt.

Ich hatte oben die Beobachtung Jane Goodalls referiert, dass bereits Schimpansen in der Lage sind, mittels mimetischer Interaktionen einen „Groove“, also einen kohärenten Handlungsstrom zu erzeugen. Wo liegt dann aber der entscheidende Sprung zur menschlichen Lebensweise? Die Hominiden schafften es offenbar, diesen Handlungsstrom aufrechtzuerhalten und ihn zugleich so zu habitualisieren, dass er schließlich zu einem selbstverständlichen Hintergrund alltäglichen Handelns kondensieren konnte, das heißt zu einem Medium, das man ausblenden kann (und auch muss), um sich dann – wie ein Fisch im Wasser – bewusst und mühelos bewegen zu können.

Hier lohnt es sich nun genau hinzusehen, denn hier geschieht etwas Eigenartiges: *Tun*, also ein Prozess, verdichtet sich – man merkt gar nicht *wie* – zu einem handfesten, greifbaren *Sein* (nämlich Bewusst-Sein und Kultur), dem man den Prozess, der es hervorgebracht hat und der es auch immer wieder neu hervorbringt, nicht mehr ansieht. „Die vermittelnde Bewegung verschwindet in ihrem eignen Resultat und lässt keine Spur zurück“, so beschreibt Marx kurz und treffend diesen Vorgang in einem etwas anderen, aber durchaus vergleichbaren historischen Kontext.¹⁸ Heinz von Foerster^{viii} (der mit Marx vermutlich nicht so vertraut war) spricht hier von *Eigenform*.¹⁹ Diese Denkfigur hilft uns, (Bewusst-)Sein und Kultur so zu dekonstruieren, dass das Tun, das diese Phänomene von Moment zu Moment erzeugt, wieder erkennbar wird.²⁰

Einen wichtigen Hinweis darauf, wie dieser Dreh- und Angelpunkt funktioniert, bekommen wir, wenn wir uns vor Augen halten, dass die Hominiden offenbar lernten, das Medium ihrer Verhaltenskoordination – Musik, Tanz, Gesang – selber zu erzeugen, während Schimpansen bis heute einfach auf ein natürlich gegebenes Medium (wie das Rauschen eines Wasserfalls) zurückgreifen und offenbar weder Interesse

¹⁸ So Marx über den Fetischcharakter der Ware „Geld“: Geld (ursprünglich Gold) scheint seinen Tauschwert von Natur aus zu besitzen, obwohl es ihn in Wirklichkeit nur von den anderen Waren erhält, die ihren Tauschwert in ihm darstellen. Marx, K., Engels, F. (1962) Das Kapital. Band I, S. 107.

¹⁹ In einer prägnanten, für denjenigen, der mit ihr nicht vertraut ist, aber auf Anhieb nicht einfach nachzuvollziehenden Formulierung definiert Dirk Baecker sie als „eine Form, die sich im Zuge des Vollzugs instabiler, nicht-linearer und chaotischer rekursiven Funktionen stabil wiederholt, in ihrer Wiedererkennbarkeit an die Stelle dieser Funktionen tritt und schließlich über seinen Resultaten den Prozess, der immer wieder neu zu ihnen führt, vergessen lässt.“¹⁹

²⁰ „Vom Sein zum Tun“ lautet denn auch der Titel eines sehr lesenswerten Buchs von Maturana.

noch die dazu nötige Geduld oder Disziplin aufbringen, sich ihr eigenes Medium zu schaffen und es auf Dauer zu stellen.²¹

Stellen wir uns also vor, wie die Hominiden *vor-handene Dinge* (wie etwa Steine, Knochen, Äste, Federn) auf spielerische Weise, zugleich aber auch sehr geduldig aufgreifen und im Zuge eines ständig wiederholten, massenhaften mimetischen Gebrauchs, in immer wieder neu variierten und verfeinerten Wahrnehmungs-Bewegungs-Schleifen²² in *zu-handene Gegenstände* verwandeln, z. B. in Musikinstrumente, Werkzeuge, Malstifte usw.

Solche „zuhandenen“ Gegenstände funktionieren wie Eigenformen im oben erwähnten Sinn: man kann (und muss sogar) den Weg, auf dem sie gefunden wurden, zum mindesten für den Moment ausblenden und vergessen. Dann kann man wiederholt, routiniert und ohne nachzudenken auf sie zurückgreifen, weil sich in ihnen bereits die jeweils geeigneten Bewegungs- und Denk-Muster kondensiert haben: sie haben sich „ver-körpert“, d. h. sich in die Körper (besonders die Nervensysteme) sowie in die Regeln der mimetischen Handlungs-Spiele fest eingeschrieben.

Genau deshalb lassen sich Eigenformen aber auch in umgekehrter Richtung nutzen: um sich nämlich mimetisch immer wieder neu, hier und jetzt, in den gemeinsamen mentalen Zustand, den kohärenten Handlungsstrom oder „Groove“ einzuschwingen.²³ Dass das tatsächlich gelingt, ist allerdings nicht selbstverständlich. Denn: in dem Maße, wie die Hominiden lernten, individuell zu denken, also ihre je eigenen Bilder und Vorstellungen zu entwickeln, wurde die Verhaltenskoordination zum Problem. Wie können die Handlungen von Menschen zusammenstimmen, die ihrem je individuellen Emotionieren folgen?

Der Sinn für Schönheit und der Ursprung des Menschseins

Das Problem der Verhaltenskoordination lässt sich nicht konsensuell lösen, d. h. durch explizite Vereinbarung, durch einen *contrat social*. Denn die Möglichkeit des Zusammenstimmens des Handelns muss ja praktisch immer schon *beides zugleich* sein: fertig gegeben *und* in jedem Moment neu entstehend. Für uns heutige Menschen, deren Bewusstsein wie gesagt „in Sprache residiert“, erscheint so etwas geradezu paradox und ein Ding der Unmöglichkeit; für die Hominiden war es das sicherlich nicht, für Kinder und für Künstler gilt das auch heute noch.

Um das nachzuvollziehen, kann man sich eine sog. Möbiusschleife vorstellen (vgl. Abbildung). Sie entsteht, wenn man einen Streifen biegsamen Materials (Stoff, Papier, ...) am einen Ende festhält, am anderen aber um 180° dreht und dann beide Enden zusammenklebt. Aus Sicht unseres analytisch-trennenden, statischen Verstandes hat das Band nach wie vor zwei Kanten; ebenso besitzt es eine von der Innen-Seite eindeutig unterscheidbare Außen-Seite. Aus einer dynamisch-mimetischen Sicht, d. h. wenn man



²¹ Natürlich fehlt Schimpansen auch die verfeinerte Augen-Hand-Koordination erforderliche und die Fingerfertigkeit. Aber genau das ist es, was die Hominiden vermutlich in ihrer mimetischen Praxis auch erst entwickeln mussten.

²² Siehe die gerade erwähnte verfeinerte Augen-Hand-Koordination.

²³ Den Begriff „einschwingen“ übernehme ich von Dirk Baecker, der damit beschreibt, wie Stammesgesellschaften mittels ihrer Fetische sich ihrer Identität vergewissern (Baecker 2007, s. 197).

etwa einer der beiden Kanten kontinuierlich folgt, er-fährt man: es gibt nur *eine* Seite und ebenso nur *eine* Kante.²⁴

Wo verbirgt sich die „Möbiusschleife“, die uns Menschen erlaubt, unsere paradoxe Existenz zu bewältigen; also Innen und Außen, Ich und Anderer, Entstehen und Vergehen wirksam zu unterscheiden und gleichzeitig immer wieder nahtlos zu verbinden? Wie müssen wir uns die Matrix vorstellen, in die sich beide Seiten gleichzeitig einschreiben lassen? Konkreter gefragt: Wie können wir unseren eigenen, gemeinsam mit Anderen erzeugten Strom von Handlungen gleichzeitig als kontinuierlichen „objektiven“ Hintergrund für unser Handeln nutzen? Aus Sprache lässt sich diese Matrix, die das ermöglicht, nicht knüpfen; wir müssen auf der mimetisch-vorsprachlichen Ebene suchen, in der Sprache der Bilder und (wortlosen) Geschichten.

Um das „Ding der Unmöglichkeit“ zu schaffen, mussten die Hominiden – und müssen alle Menschen noch heute, wenn sie in ihre jeweilige Kultur hineinwachsen – Sinn für Kohärenzen, für stimmige Proportionen, kurz: *Sinn für Schönheit* entwickeln und schärfen. Wenn wir Gregory Bateson²⁵ folgen, dann heißt „Sinn für Schönheit“ so viel wie: „Aufmerksamkeit für das Muster, das (Natur und Geist) verbindet.“

Um diese These zu prüfen, bietet es sich an, den Titel eines berühmten Artikels von W. McCulloch²⁶ leicht abzuwandeln: „Was ist Schönheit, dass ein Mensch sie erkennen kann? Und was ist ein Mensch, dass er Schönheit erkennen kann?“

Den ersten Teil dieser Frage hat Kant in seiner „Kritik der Urteilskraft“ auf klassische Weise beantwortet: Im „Schönen“ sehen wir eine formale Zweckmäßigkeit am Werk, die *absichtslos*²⁷ zustande kommt, gewissermaßen eine „*Zweckmäßigkeit ohne Zweck*“. Zugleich sehen wir im Schönen eine Gesetzmäßigkeit wirken, die sich zwar *begrifflich* nicht festhalten lässt, die aber *exemplarisch*, in Bildern und Geschichten, demonstriert werden kann – eine „*Gesetzmäßigkeit ohne Gesetz*“.²⁸

„Schönes“ zu erkennen heißt, so kann man also sagen, in der chaotischen Vielfalt der Phänomene eine gesetzmäßige Ordnung zu sehen. Letztlich tun das doch aber alle Lebewesen, insbesondere „Augenwesen“, für die der Sinn für Ästhetik überlebensnotwendig ist. Was ist dann der spezifisch *menschliche* Sinn für Schönheit? Damit kommen wir zum zweiten Teil unserer Frage, nämlich: „Was ist der Mensch, dass er Schönheit erkennen kann?“ Was sagt uns die menschliche Fähigkeit, Schönes zu erkennen, darüber, was es heißt Mensch zu sein?

Auch hier können Kants Reflexionen über das Schöne weiterhelfen. Nach Kant müssen zwei unterschiedliche Erkenntnisvermögen auf eine ganz bestimmte Weise zusammenarbeiten, damit „Schönheit“ auftauchen kann: *Einbildungskraft* und *Verstand*.

„Einbildungskraft“ könnte man auch „Vorstellungskraft“ oder „Phantasie“ nennen; gemeint ist die schon erwähnte Fähigkeit, die vielfältigsten Sinneseindrücke zu einer kohärenten Einheit, d. h. zu inneren Bildern zusammenzufassen. Die Einbildungskraft arbeitet nach Kant „rezeptiv“, d. h. passiv-empfangend. Im Zuge der

²⁴ Die Geometrie des Bandes ist übrigens nicht analytisch, sondern nur näherungsweise zu berechnen.

²⁵ Siehe hierzu Gregory Bateson (1987) in der „Einführung“ zu seinem Buch „Natur und Geist. Eine notwendige Einheit“.

²⁶ „Was ist eine Zahl, daß ein Mensch sie kennen kann, und ein Mensch, daß er eine Zahl kennen kann?“ (McCulloch 2000).

²⁷ Kant: „ohne alles Interesse“, „ohne Vorstellung eines Zwecks“.

²⁸ „Schön ist, was ohne Begriff allgemein gefällt“ und was „...ohne Begriff als Gegenstand eines notwendigen Wohlgefallens erkannt wird“.

Menschwerdung löst sie sich, wie wir sahen, allmählich aus der unmittelbaren Bindung an triebhaftes Emotionieren.²⁹

Und „Verstand“ meint die ebenfalls schon erwähnte Fähigkeit zur Reflexion. Der Verstand arbeitet nach Kant „spontan“, d. h. ausschließlich aus sich selbst heraus, aus eigener Bestimmung. Er macht die Bilder und Vorstellungen be-greifbar, d. h. er bringt sie in eine Form, die allgemein mitteilbar ist und verstanden werden kann, wobei Mitteilbarkeit gewöhnlich durch Begriffe erreicht wird. In der Terminologie der neueren Systemtheorie, die im Verlauf dieses Buches noch eine bedeutsame Rolle spielen wird, ist das der „*Beobachter*“. Beobachten heißt: in seiner Vorstellung etwas als eine Einheit von seinem Umfeld (zu dem auch der Beobachter selbst zählt) abgrenzen und es gleichzeitig – zum Zwecke weiterer Interaktion – in irgendeiner Weise zu markieren oder zu be-zeichnen.^{ix}

Aber zurück zu Kant. Damit Schönes geschaffen bzw. als solches auch erkannt werden kann, müssen diese beiden Vermögen, also Einbildungskraft und Verstand, miteinander derart in ein „*freies Spiel*“ kommen, dass sie sich gegenseitig „beleben“, und schließlich gemeinsam in eine stimmige Erkenntnis münden, die von einem „*Gefühl der Lust*“ begleitet wird.³⁰ . Es ist eine Lust, die „sich selbst erhält“ und so die „Gemütskräfte“ belebt: „Wir verweilen bei der Betrachtung des Schönen, weil diese Betrachtung sich selbst stärkt und reproduziert.“^{ix} (§12)

Kant fragt sich nun, wie das möglich ist, wo doch der Verstand (in unserer Sprache: der Beobachter) *in Begriffen* denkt, d. h. in fertigen Konzepten, die ein „freies Spiel“ ausschließen. Er kommt zu dem Schluss, dass die ästhetische Erkenntnis auf einer (spielerischen) Operationsweise des Verstandes beruht, die das Denken in festen, umrissenen Begriffen unterläuft und sich trotzdem oder gerade deswegen auf eine *unmittelbare* Weise mitteilen lässt. Wenn wir etwas als „schön“ bezeichnen, dann glauben wir, Grund zu haben, von Anderen zu fordern, dass sie eigentlich zu dem gleichen Schluss kommen müssten wie wir. Es ist genau diese unmittelbare und allgemeine Mitteilbarkeit, die das typische Lustgefühl des ästhetischen Urteils hervorruft – wir werden uns hier als Teil eines größeren Ganzen bewusst, dessen Existenz wir nur nicht beweisen können.

Mit einem Schönheitsurteil unterstellen wir nach Kant also implizit einen a priori (bereits *vor* unserem Urteil) bestehenden „Gemeinsinn“; das heißt, dass unser Urteil oder unsere Erkenntnis auf etwas allgemein Gültiges hinweist, das aber nur beispielhaft, etwa in Bildern und Geschichten, „demonstriert“ werden kann, sich nicht eindeutig (d. h. in Sprache) darstellen lässt, sich vielmehr nur *unmittelbar* mitteilt. Etwa so, wie ein Zenmeister (von dem Kant wohl noch nichts wusste) darauf besteht, dass seine Aussage nicht wörtlich zu nehmen ist, sondern nur den Finger darstellt, der (z. B.) auf den Mond deutet.

Kant formuliert damit etwas, was wir heute als *mimetisches Beobachten*³¹ bezeichnen würden – in Abgrenzung von dem geläufigen Beobachten, das in dem Bereich operiert, der durch Sprache aufgespannt wird. Die Besonderheit mimetischen Beobachtens liegt darin, dass hier die Einheit von Be-zeichnen und Bezeichnetem entsteht ... und sofort wieder vergeht. Wie immer, wenn wir es mit Mimesis zu tun haben, fällt es uns schwer, uns so etwas vorzustellen; ein passendes Bild ist viel-

²⁹ Was Kant aber nicht thematisiert, er unterstellt die bereits fertige menschliche Einbildungskraft.

³⁰ Das physiologische Substrat dieses Lustgefühls ist, wie wir heute wissen, natürlich Dopamin, ein Schlüssel-Neurotransmitter, verantwortlich für Aufmerksamkeitslenkung, Motivation, Lernen und letztlich auch Wegbereiter für Sprache und Denken.

³¹ Weiter unten werde ich es „Beobachten dritter Ordnung“ nennen.

leicht die Vorstellung, wir wollten etwas in die Luft oder auf eine Wasseroberfläche zeichnen.

ⁱ Nach Christian und Haas, zitiert nach v. Uexküll,

ⁱⁱ Siehe hierzu Fuchs, T. (2009), S. 77

ⁱⁱⁱ A. Widmann (2009).

^{iv} Maturana et al. (1994, S. 186)

^v a. a. O.

^{vi} Vgl. hierzu Maturana, z. B. Maturana (2000 a), S. 54 f.

^{vii} Siehe hierzu Uexküll, Wesiack ()

^{viii} Vgl. insbesondere „Gegenstände: greifbare Symbole für (Eigen-)Verhalten“ in Foerster, H. (1993), s. 103 – 115).

^{ix} Siche z. B. Maturana ...

^x Kritik der Urteilskraft, § 12.